

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 252.

Freitag, 28. Oktober

1927.

(16. Fortsetzung.)

### Schattenpuppen.

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

(Nachdruck verboten.)

Nora sieht sich scheu um. Auch noch in den höheren Umgängen dringt mystischer Schrecken auf sie ein. Drei frächenhafte Tore werden noch durchkommen und auf einmal öffnet sich ein Wunder.

Die wirre Stufenpyramide weicht zurück. Drei runde Terrassen, von großen gegitterten Steinglocken umkränzt, münden in die Spitze aus: in ein Gebilde von klarer Stupaform. Der ganze Spuk versinkt in der Tiefe; die Umgänge werden licht; der Wind weht frei über reine Fliesenflächen. „Siehst du“, sagt sie und deutet hinab: „Nun haben wir uns durch den Wirrwarr hindurchgefunden. Nun sind wir im Weihebezirk. Komm ganz mit mir hinauf!“ Sie ergreift seine Hand und zieht ihn bis zur obersten Stufe.

„Nur wir zwei“ fährt sie fort, „hören uns noch. Darf es immer so bleiben?“

„Es muß so bleiben“, sagt er heftig.

„Ja, das kann man nicht ausdenken, das darf man nicht... Was hast du selbst durchgemacht! An einen Menschen wirst du gebunden, der hätte dich fast zerstört, und bei mir war's ähnlich... Wie schön, daß wir das gleiche Schicksal haben! Glaubst du übrigens, daß sie sehr leidet?“

„Menschen wie Antja de Ruyter leiden nicht. Sie sind nur verblüfft.“

„Man hat es natürlich blutig schwer, mit dummen Menschen zusammengespannt zu sein... Erdbrink ist nicht dumm, aber für seine dicke Haut kann ich einstehen. Kannst du dir vorstellen, wie er jetzt poltert?“ Sie spricht es mit eingezogenen Lippen, ohne Humor. „Ihm ist, als stehe ein Riese am Horizont, der in fruchtloser Wut Wolkenbänke schiebe. — „Ha, ich bin ihm entwisch“, sagt sie schier mechanisch, mit scharfem Unterton. „Gewiß rast er noch herum und stöbert nach uns. Aber er findet uns nicht! Er stört uns nicht! Ist das nicht herrlich?“ Sie gleitet herüber und umschlingt ihn mit bebenden Gliedern. Sie bohrt ihren Kopf in seine Schulter, sie lacht strohweise.

„Wir sind in Indien. Ob wir ganz sicher sind?“

„Sicher? — Ich kenne ihn gut genug. Wenn er sich müde gemacht hat, setzt er sich ins Hotel und überlegt sich die Scheidung. Mit einer großen schwarzen Zigarette tut er das. Er soll sie haben, die Scheidung, und noch mehr dazu... Ich werfe sie ihm nach... dem Dickehäuter... Und schließlich, was liegt schon dran, wenn er uns findet. Er wird etwas Besseres zu tun haben, als dich über den Haufen zu schieben. Ich werde ihm schon meine Meinung sagen! — So und so ist die Sache, mein Herr; ich hab' es nicht gut bei Ihnen gehabt... Diesen Doktor räunzen Sie mir nicht an, wenn's gefällig ist. Den hab' ich mir genommen, weil er mich versteht. Weil er mich innerlich versteht.“ Sie tippt an ihre runde Stirn. — „Hier, jawohl. Und nun marsch zurück nach Hamburg, und besorgen Sie die Scheidung.“ Und was dich betrifft, so bleibst du im Hintergrund. Hast du dich mit deiner Mischlingsgattin ähnlich auseinandergebracht? War es eine Szene?“ Sie grübelt. Plötzlich schüttelt sie ihn. „Hast du eigentlich Mut?“

„Denkst du, es war eine Kleinigkeit mit diesen Leuten... Mit zwei haushohen Brüdern und einer Schwiegermutter, die Kieselsteine zerbeißt und Tausendguldenscheine schwenkt?“

„Gut; ich will dir den Mut glauben. Doch du hastest mich damals schon gekannt!“ Sie zuckt in erhabener Weise die Schultern. „Kein Wunder, daß du Mut hastest... Vielleicht hast du mich damals schon ein wenig gern gehabt? Und ich dummes Frauenzimmer lag wie ein Stück Holz im Bett und war ganz schwach und benebelt... Erdbrink hatte an dem Abend getrunken, verstehst du, und wieder seine Scherze mit mir getrieben. Und es hatte so gar keinen Sinn! — Da hab' ich ihm den Streich spielen wollen, mit dem Veronal... Hast du nicht vielleicht mehr Takt als Mut? Takt fehlt ihm, notorisch taktlos ist er. Deshalb sticht du so ab von ihm.“

„Ich hoffe, du hast nicht vor, auch mir einen Streich zu spielen...“

„Dir!“ — Sie zieht die Hutfrempe herunter, als schäme sie sich der Wärme der eigenen Augen, und beginnt zu rauchen. Der Rauch hängt pinienartig in der Luft und zerquillt in Kastäden auf den Fliesen. Sie pustet den Buddha an, der in seiner zerborstnen Steinplatte moosfleckig neben ihnen sitzt; sie badet das altersgrau Antlitz aus Tracht mit Qualm; so sitzt er in bläulichem Weihrauch. „Es ist schon lange her“, sähelt sie dabei, „daß er Weihrauch genossen hat...“ Plötzlich springt sie auf, redt den geschmeidigen weißgewandeten Körper an dem Steinleib in die Höhe und steckt die Zigarette in den Mundwinkel des sanft dozierenden Idols. „Denke dir, Otto, wenn er jetzt zugriffe!“ — Die Vorstellung davon springt, phantastisch deutlich, in Kehmerdills Hirn. Das Steinbild röhrt sich plötzlich und zieht die atmende, pulsierende Kostbarkeit zu sich hinein in die Glöde. — Ein weißes Seidenbein zappelt noch hervor und dann erlischt ihre Angst wie ein Schwalbenschrei.

„Ärgere ihn nicht“, sagt er leise. „Sie sind scheintot, diese Herren hier. Wenn du Blasphemie treibst, könnte es dir schlecht bekommen. So vieles in Indien ist gefährlich. Du gleitest auf den Stufen aus und brichst dir den Fuß, oder das Spitztor dort füllt uns auf die Köpfe... Komm herunter, Nora.“

Sie sieht mit steigendem Unbehagen an dem mächtigen Bild herab. Langsam schwingt sie das Bein aus der Glöde; es hebt sich feinmodelliert durchs Blau, wie das einer Tänzerin. Bevor sie die Knie schließt und sich in die Arme des Doktors zurückgleiten läßt, nimmt sie die Zigarette aus den spöttisch geträufelten, steinernen Lippen und gibt dem Buddha einen Backenstreich.

Da, im Augenblick, wo ihre profane Hand die Wange des Erleuchteten berührt, geschieht etwas Unerwartetes und Bellemmendes. Die Sonne erlischt. Die Wollenvorhut des Zwei-Uhr-Gewitters hat sie mit einer vorquellenden Spize erreicht wie eine ausgestreckte Faust, die eine Manggafrucht zerquetscht. Die Sonneneligkeit ist weggeblasen; schattenloses Halbdunkel macht sich breit.

„Tempelschänderin!“ sagt Kehmerdill und lacht etwas trocken. — „Merfst du, wie prompt er seinen Unmut zeigt?“

Sie blickt sich scheu um. „Trage mich die Stufen hinunter“, flüstert sie. „Vorsichtig...“ Er fasst sie um Taille und Kniekehlen; langsam und bedächtig steigt er herab. Leicht ist sie, leicht wie eine Schwansfeder. Auf der großen Sockelterrasse angelangt, setzt er sie zögernd und zärtlich ab.

Die Wolken, die bislang als brütende Linie im Süden den Horizont gesäumt, haben nun mehr als die Hälfte des Himmels überschwemmt. Zusehends schieben sie ihre funkelnden Ränder weiter und fressen sich hinein in das vertiefe Blau der anderen Hälfte. Dort heben sich die Mendorehberge spulhaft weiß empor, als sei dort oben ein zweiter gigantischer Borobudur, von verschwundenen Göttern belebt.

### Ein Brief.

Buitenzorg, 18. Dezember 192\*

Allgemeene Secretarie

WelEdelGest. Heere

Dr. Otto Kehmerdill

c/o Mijnheer van Kersten

Residentielaan

Solo.

Mein teurer Doktor!

Nun bist Du also durchgebrannt. Ich habe es auszubaden. Doch das liegt in der Logik der Umstände.

Ich mische mich nicht gern in innerdeutsche Angelegenheiten. Wir waren ja auch schon während des Krieges neutral. Haben wir nicht jede Medizin schlucken müssen, die uns von rechts oder links gereicht wurde? Wir verdauen ja aber auch die Rijstafel, selbst wenn man sie überwürzt, zum Beispiel mit Vollstaadreden, christlicher Ethik oder Indopropaganda.

Natürlich probierte ich Erdbrink zu beruhigen. Zuerst glaubte er an einen Sonnenstich Mervrouws und war Dir fast dankbar, daß Du sie so schnell entschlossen zurückgeschafftest. Doch als von Buitenzorg statt meines Fiat das Mietauto zurück kam, wurde er bedenklich. Ich sagte ihm, es müsse wohl eine Panne passiert sein. Ich hätte ja den Fiat morgens schon wegen seiner Mücken inspiziert.

Schon auf der Rückfahrt war er ganz still. Wir kommen bei meiner Villa an: kein Darmawan, kein Fiat. Erdbrink saust ins Haus, ich hinterher. Kein Doktor, keine Mervrouw Erdbrink. Ich bin ganz aufgereggt, g—h, ist das ein heißer Tag! — „Am Ende“, sage ich, „hat er Ihre Frau ins Hotel zurückgebracht. Sie ist keine Akrobatin, sie ist überanstrengt von Indien und zusammengeklappt... Was weiß ich...“

„Die Nummer! Die Nummer!“ schreit er und zerreiht mir das halbe Telephonbuch. Während er sich aber die Verbindung geben lassen will, fällt ihm der Hörer aus der Hand und er starrt mich an. — „Ja“, sagt er, „dann müßte aber doch der Doktor wenigstens ein paar Zeilen... eine Nachricht...“

„Ganz recht“, sage ich. „Eigenartig. — Das sollte man annehmen.“ — Du hättest ihn sehen sollen. — „Mr. Erdbrink“, sage ich, „ich vermute, es hat keinen Sinn, wenn Sie ans Hospital telephonieren. Ihre Frau hat sich wahrscheinlich bei dem Doktor in Privatbehandlung gegeben.“ — Er fasst zusammen. Ich gebe ihm einen Whisky, dann ermannt er sich und hält mir eine Rede. Ob ich glaubte, daß man ihm Sand in die Augen streuen könne.

Er wollte mir darauf um jeden Preis Deine Adresse abpressen, er wollte mir sogar die Provision erhöhen, aber das gelang ihm nicht. Dann schwor er, er wolle es schon herausfinden und wenn er alle Welt kompromittieren müsse, sich einbezirken; bis zum deutschen Konsulat wolle er es tragen, ja bis zum G. G. . .

„Mr. Erdbrink“, sage ich, „das werden Sie nicht tun. Sie werden sich nicht die Hoffnung verscherzen, Mervrouw wiederzubekommen.“ — Dann ist er wie ein

Berrückter fortgestürzt und am selben Abend noch nach Weltevreden gefahren.

Das ist alles, was ich weiß. Ich wünsche Dir einen recht schönen Aufenthalt, teurer Doktor, und gute Erholung in Solo. Meine Grüße an Kersten. Teile mir bald Deine fürderen Pläne mit.

Wie immer Dein alter

Heyermans.

P. S. — Dieser Brief verspätet sich um einen Tag. Ich hatte Deine Adresse augenscheinlich verlegt und fand sie trotz vorbildlicher Ordnung auf meinem Bureau schreibstisch, erst heute wieder. Du kannst daraus erschließen, daß die Geschichte selbst mich ein wenig loszumachen hat. — (Fortsetzung folgt.)

### Cordillerenritt.

Erzählung von Susie Tornwaldt.

Es ist lebhaft in unserem Patio. Drei Maultiere knirschen den Mais, den Juan, der Indianerjunge, ihnen auf die Erde geschüttet, und da Sanftmut keine Maultiertugend ist, so kommen sie sich dabei ins Gehege. Loba aber fühlt sich verpflichtet, Schlichtungsausschuss zu spielen, indem sie laut bellend zwischen die Beine dieser Tiere fährt.

Wir sind in der Zuderrohr-Provinz Tucuman. Leuchtend im Sonnenschein, liegen die Cordilleren mit ihren schneedeckten Gipfeln vor uns. Morgen werden wir hinaufreiten — durch den Urwaldrand wie schon oft, unter Lorbeerstämmen und wilden Apfelsinenbäumen mit goldenen Früchten — und weiter zu einem Dorf, das 2000 Meter hoch in einem Bergtal liegt. Tasi del Valle heißt dieses erste Ziel.

Morgens um 4 Uhr wird bei Laternenschein gesattelt. Maultiere und Criollostättel — beides ist ungewohnt und bewährt sich sehr im Laufe der nächsten Tage. Das kleinste Mula bekommt die Last, die in zwei dicken Säcken über dem Packhassel absteht und dem kleinen Vieh bis an die langen Ohren reicht. „Taboada“ stöhnt — so fest wird die Schlinge um sein rundliches Bäuchlein gezogen. (Ich habe die drei der Einfachheit halber nach ihren Besitzern getauft.) Don Felipe, der Führer, reitet ein Pferd, das hierzulande billiger ist als ein gutes Maultier.

Wir wollten Tasi del Valle auf dem steilen und nicht ungefährlichen Weg über die „Cumbre de Sauce guacho“ erreichen, aber nachts hatte es geregnet, und bevor wir die eintönigen Zuderrohrfelder der Ebene verließen, begegnete uns Don Julian Massa, unser alter Käsehändler. Temperramentvoll drehte er seine schmalen Indianerhände hin und her: „Reitet ja nicht auf diesem Weg — er ist nach dem Regen glitschig, sumfig und unpassierbar.“ Da wählen wir den weiteren durch das „Venantita“ (das Fensterchen), auf dem zur Erteileit die Bergleute in die Zuderrohrebene zu kommen pflegen.

Endlich haben wir Cania, Drahtzäune und Zivilisation überwunden und sind im Urwald. Mannshoher Farn wuchert unter den gewaltigen Lorbeer- und Quebracho Colorado-Bäumen, deren Holz so fest und schwer ist wie Eisen. Halbwilde Pferde und Kinder haben Pfade in diese Wildnis getreten, denen wir folgen. Oft geht es sehr steil, in Wasserrinnen bergauf — es kommt manchem unritterlich vor, dabei im Sattel zu bleiben, ist hier aber durchaus üblich — und immer wieder freuen wir uns, durch deren schäumende Wasserstrudel und spitzsteinige Betten unsere Mulas mit großer Selbstverständlichkeit uns tragen.

Wir bleiben diese erste Nacht in dem Rancho von Holzfällern, der mit anderen zusammen an einer weiten, schönen Lichtung liegt. „Negro Potrero“ heißt sie und ihre Bewohner sind arme Teufel, die um das dürfstigste täglich Brot dem reichen Estanciero tronen, dem diese viele Meilen weiten Wälder gehören. Es übernachtet ein reicher Criollo dort mit uns zusammen, der in dem Besitz eines fabelhaft schönen Maultieres ist und sich in einem Bicuniaponcho hält, den ich auf mehrere hundert Peso bezahlt habe. Unausgeleiert kredenzt sein Diener ihm das Nationalgetränk, den süßen Mate, der durch ein Silberröhrchen aus kleinem rundem Kürbis getrunken wird. Don Felipe legt Wert darauf, mit ihm am folgenden Morgen gemeinsam weiterzureiten, aber nach kurzer Zeit weigern wir uns, das Wettrennen mitzumachen. Tiere sind keine Maschinen. Meine Geduld reicht endgültig, als Felipe, um sich nicht aufzuhalten, das gute kleine Padmula daran hindert, im Fluss zu trinken. Ich erkläre ihm, daß wir die Natur zu genießen wünschen und nicht sehen wollten, „wer am schnellsten reiten kann“. Gringos! (das

ist der Spottname für uns Europäer) denkt Don Felice sichtbar und verachtungsvoll.

Die Natur ist unbeschreiblich schön und wechselseitig. Wir reiten durch Domgewölbe von Lorbeerbäumen, die mit Orchideen und Lianen umspannen sind — zwischen altersgrauen, blätterlosen Stämmen, die Schleier von langem, grauem Bartmoos tragen, über grünen Grund, auf dem gelbe Aneemonen blühen, während in den Felsen bunte Begonien leuchten und die hohen Büsche der wilden Tschistien ihre Blüten wie Blutropfen über den Weg hängen. Manchesmal begegnen wir starkem halbwildem Vieh. Wild gibt es gar nicht. Nur Pavageien, Singvögel und Schmetterlinge — und Murmeltiere, die drolligen kleinen Tiere.

Loba, das zierliche Wölchen, läuft tapfer mit, aber am zweiten Tage merke ich, wie müde sie wird. Da will ich sie heimlich, um bei Felice nicht in den Verdacht rettungslosen Schwachsinn zu geraten, zu mir auf den Sattel nehmen und berechne dabei mein Wissen durch eine nachdrückliche Erfahrung. Geht man hinter einem Pferd vorüber und packt es fest in den Schwanz, so feilt es nicht — das gleiche Verfahren regt dagegen ein Mula zu dieser Tätigkeit scheinbar außerordentlich an. . . Ich sammle mein armes Gebein und die Loba auf, und wir traben hinter den anderen her.

Immer mehr der steilen Wasserrinnen tauchen auf. Eine geradezu brausende Vegetationsfülle stürzt von den Felswänden: *Pavonius*, *Bambus*, Rankpflanzen aller Art. Als wir am „*Bentanita*“ sind, dem Felsloch auf dem Grat, das dem Weg den Namen gibt, durchbricht die Sonne den Wollnebel und beleuchtet die Täler, die sich zu beiden Seiten von uns ausbreiten. Während wir dort halten — zu Don Felices verständnislosem Grimm — und uns an der Schönheit freuen, kommt ein Trupp Bergbewohner von Santa Maria uns entgegen, der zur Ernte nach Tucumán hinuntersteht. Sie reiten ihre kleinen Pferdchen meist familienweise. Die Frauen, in ihren farbenfrohen Kleidern und der schwarzen Manta um das braune Gesicht, haben immer einen Sproßling auf dem Schoss und ein bis zwei liegen irgendwie hinten auf der Pferdekuppe. Das heißt man hierzulande „en anca“ reiten und würde in einem heimatlichen Sitztus immerhin Eindruck erwecken. Die Männer tragen den leuchtend roten Poncho von Santa Maria und haben die älteren Familienjahrzähne hinter sich. Große Mädchen sitzen immer seitwärts und trommeln vergnügt mit den nackten Beinen in Lackschuhen auf den geduldigen Pferdchen, denn vergnügt sind sie alle und Lackschuhe gehören bis in den tiefsten Urwald hinein zum guten Ton. „Que le vaya bien!“ (dass es Euch wohl gehen möge!) grüßen wir uns gegenseitig zum Abschied. Steilab geht es vom Grat. Dann wechselseitig, weniger steil, bergauf, bergab. Weite Steinflächen durchstreifen wir, unterbrochen von niederem Gestrüpp und kurzem, saftgrünem Gras — ein Dorado für unzähliges Rindvieh. Neben uns braust der Rio de la Angostura.

„Da ist die Tafe del Valle,“ sagt Don Felice einige Stunden später. — „Wo?“ Man sieht die Berge sich um ein Leil zu Einzelgruppen gliedern, aber in diesem Tal scheint nichts zu sein, als herrliche Hängeweiden. Er lacht. „Tafe hat über 2000 Einwohner, Kirche, Schule und Warenläden.“ Nach einstündigem Ritt in der glühenden Nachmittagssonne sehen wir das erste Haus, dann folgt Gehöft auf Gehöft — jedes verhüllt von seinen Weiden, wie von einem Mantel. Es sind Trauerweiden, wie wir sie nicht kennen, deren mehrere Meter lange Zweige wie grüne Wasserfälle rieseln. In den Koppeln graßen zwischen den Kühen und Pferden auch Lamas und blicken uns neugierig aus großen, dunklen, langbewimperten Augen.

Der Rio de la Angostura teilt den ausgedehnten Ort in zwei Teile. In der Regenzeit durchaus: dann ist er zu Pferde unpassierbar, und eine Brücke gibt es nicht. Auf den unverhüllten Gedanken, jemals zu Fuß zu gehen, kann überhaupt nur ein verrückter Gringo kommen.

Etwas erhöht, mit wundervollem Blick über das Tal, den Fluss und in die Berge haben die Jesuiten sich eine Sommerfrische geschaffen. Ein liebenswürdiger Vater zeigt uns am folgenden Tage dieses Refugium der erholungsbedürftigen Tucumán Geistlichkeit und führt uns voll Stolz in die kleine Kirche. Am überraschendsten aber war mir der herrliche Obstgarten unseres Wirtes, des lustigen alten Senor Rio Bravo, in dem die köstlichsten Birnen und Apfel in einer Höhe von 2000 Meter wuchsen.

Unsere einfache Lehmbodenstube liegt an der sehr belebten Dorfstraße. Sie hat nur eine Tür und kein Fenster. Natürlich steht diese Tür den ganzen Tag über offen, und auch als wir weiter in die Berge auf Guanacojagd gehen, bleiben unsere Sachen ruhig in dem offenen Zimmer an der Landstraße. „Stehlen“ scheint in dieser Ortschaft ein unbekannter Begriff zu sein. Es wohnen stolze, schöne, gesunde Menschen hier oben — vielleicht sind es Abkömmlinge vom Stamm der Inkas.

## Welt u. Wissen

**Tiere als Barometer.** Neben dem Laubfrosch, der noch heute in kleinen Städten und auf dem Lande das Barometer vollauf erfüllt, gibt es eine starke Anzahl von Tieren, aus deren Verhalten der Kundige auf füntiges Wetter zu schließen weiß. So gibt es Leute, die, wie Hochgreve in der „Leipziger Illustrierten“ berichtet, behaupten, aus dem Verhalten der Spinne das Wetter auf ein bis zwei Wochen voraussagen zu können. Hierzu ist natürlich nötig, dass man diese subtilen und merkwürdigen Tierchen mit der nötigen Geduld beobachtet. Je emsiger die Spinne nämlich ihrem Tagewerk obliegt, je länger die Fäden werden, die sie spinnt, desto sicherer kann man auf anhaltend schönes Wetter schließen. Sind ihre Fäden aber kurz und ihr Gewebe nur klein, so wird das gute Wetter nicht lange anhalten. Regen steht bestimmt in Aussicht, wenn die Spinne ihr Gewebe im Stich lässt und sich untätig irgendwohin verkrümmt. Bis zehn Uhr morgens gilt als die beste Beobachtungszeit. Je weiter die Spinne von dem trichterartigen Seitengewebe über ihrem Netz, das die Natur fürchterlich als ihr Nest bezeichnen, entfernt ist, und je weiter sie die Vorderbeine von sich streckt, desto länger wird auf gutes Wetter zu rechnen sein. Über dieses Insekt kann als Barometer nur im Sommer benutzt werden, denn im Winter hält es sich verborgen und arbeitet nicht. Neben diesem wichtigsten kleinstädtischen und ländlichen Wetterpropheten gibt es eine Masse andere. So zum Beispiel der Schlammbesitzer, ein kleiner Fisch, der, wie der Laubfrosch in einem Glase, das aber mit Wasser gefüllt sein muss, gehalten wird. Sowie ein Gewitter oder auch nur Regen im Anzuge ist, steigt er vom Grunde auf die Oberfläche. Ebenso wie er kriecht gewisse Amphibien, wie Molche und Salamander, wenn Regen in Aussicht steht, aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Die Schwalben bestreichen im Fluge die Felder ganz dicht, wenn Regen bevorsteht, auch pflegen sie dann sehr lebhafte Laute von sich zu geben, während sie bei bevorstehendem schönen Wetter hoch aufsteigen. Dasselbe gilt für die Vögel. Mit Regen ist ferner zu rechnen, wenn Pflauen stark schreien, die Maulwürfe hohe Haufen aufwerfen und die Fische im Wasser ausschlagen. Auch das Zurücklehnen der Bienen in ihre Stöcke deutet auf ungünstiges Wetter. Tanzen Fliegen und Mücken hoch im Sonnenschein und leuchten im Sommer die Johanniskäfer besonders hell, so ist mit Sicherheit anzunehmen, dass am nächsten Tage eitel Sonne herrschen wird.

## Hygiene und Heilkunde

**Schulwettbewerb im Zähneputzen.** Die Schulzahnklinik in Bonn hat es durch eine geschickte psychologische Taktik erreicht, dass fast alle Kinder mit gesunden Zähnen die Schule verlassen. In Amerika erreichte man dieses Ziel dadurch, dass man Pflegeschwestern herumschickte, die die Kinder zum Zähneputzen veranlassten. Im armen Deutschland war das aus materiellen Gründen nicht zu machen. Die Schulzahnklinik in Bonn wußte sich anders zu helfen: die Kinder erhielten Zeugnisse über ihre Zahnpflege, jedoch nur die Prädikate gut oder schlecht. Wer gut bekommen hatte, erhielt ein kleines Geschenk. Der Erfolg dieser Taktik übertraf alle Erwartungen. Beim erstenmal, als die Zeugnisse verteilt wurden, kamen auf einmal gut siebenmal schlecht. Ein halbes Jahr später lag der Fall genau umgedreht: nur ein Siebentel der Kinder hatte noch schlechte Zähne, ja, in einigen Klassen, wo sich die Lehrer ganz besonders der Zahnpflege angenommen hatten, erhielten bis zu 95 Prozent der Kinder das Prädikat gut. Man hat nach diesem Resultat die Geschenke an einzelne Kinder eingestellt und dafür den Klassen mit besonders gutem Erfolg Geldsummen bis zu 50 M. zur Verfügung gestellt, die auf Schulausflügen zum Vergnügen der Kinder verwendet werden sollen. Wer die Wichtigkeit der Zahnpflege in der Jugend für das ganze spätere Leben eingesehen hat, wird wünschen, dass die Bonner Zahnklinik möglichst eifrig Nachahmung findet.

## Scherz und Spott

**Das Trennende.** „Die Zeit trennt die besten Freunde“, seufzt sie. — „Ach ja,“ pflichtet er bei. „Vor 14 Jahren waren wir beide 18. Heute bist du 23 und ich 32.“

**Forscherglück.** „Meine Frau durchsuchte gestern abend meine Taschen.“ — „Nun, was hat sie gefunden?“ — „Dasselbe, was Forscher immer finden: genug Stoff für eine Vorlesung.“

\* Hans Sünnen: „Der Vergessene“, Erzählung; „Spiegel des Lebens“, Gedichte. (Beide im Xenien-Verlag, Leipzig.) Der Prosaband erweist mit der Schilderung des Bergmannslebens im elzas-lothringischen Grubengebiet ein recht gewandtes Erzähler talent. Persönliche Erfahrung kommt dem Verfasser zugute, Vertrautheit mit dem Milieu lässt die Stoffbehandlung recht frisch und lebensecht wirken; stilistisch bleiben manche Mängel festzustellen. Durchaus unbefriedigend aber ist der Eindruck des Gedichtbuchs. Diese inhaltlich platten, in der Form ganz mitschuldigen und jeder Stimmung baren Reime reien haben kein Recht auf Veröffentlichung. Zum Vorleser fehlt Sünnen auch die geringste Eignung, man versteht nicht einen so vollen Mangel an Selbstkritik, dass der immerhin unterhaltsame Erzähler mit einem dilettantischen Machwerk sich um allen Kredit bringt. Die Ausstattung beider Bücher, Druck und Papier (zumal der Gedichte) lassen zu wünschen übrig. Is.

\* Martin Meyer: „Kleine Gedichte.“ (Oberthürens Buchhandlung, Münster i. W.) Das schmale Bändchen enthält Gedichte der verschiedensten Art, die ein feines Sprachgefühl und einen strengen Formwillen ihres Schöpfers bezeugen. Ohne wesentlich neue Töne anzuschlagen, im ganzen wohl mehr gedanklich als stimmungsmäßig erfunden, wirken sie gefällig durch Schlichtheit und Frische und ründen von einer kraftvoll-gesunden Lebensauffassung. Die knappe Form von Spruch und Epigramm scheint der künstlerischen Begabung des Dichters besonders zu entsprechen, hier wie auch in der Umdichtung einiger Oden des Horas zeigt sich stilistisches Empfinden für die große Überlieferung klassischer Vorbilder. Is.

\* Hans Gaede: „Von den Wanderwegen des Lebens.“ Zwei Novellen. (Verlag von Friedrich Reinhardt, Basel.) Hans Hermann Gaede bietet uns hier eine vielversprechende Erstlingsgabe: Zwei wunderliche, zarte Novellen. Thema derselben ist die Innerlichkeit und das Geheimnis von den feinsten Schwingungen liebender Herzen oder konkreter ausgedrückt, die Freundschaft und das Zueinanderfinden von Mann und Frau, obwohl ein Dritter am Kreuzweg steht; eindringlich erzählt aus liebevoller, aber sicherer Lebensbeobachtung heraus.

\* Oskar Gluth: „Frauenblüth“. Ein lustiger Sommernachtstraum am Spiegelsee. Roman. (L. Staackmann, Verlag, Leipzig.) In diesem lustigen, mit dem behaglichen Klang der Bajuwarischen Mundart munter gewürzten Roman hat der Autor die ganze Sommerteligkeit der oberbayerischen Seen und Berge eingefangen. Wie ein lässiger Sommernachtstraum sieht leicht beschwingt die idyllisch verklärte, oft dramatisch bewegte Lustspielhandlung am Leser vorüber. Er wird unwillkürlich mit hineingezogen in den Mittsommerreigen der Leute von Seeried, verschaut sich, herauscht vom Duft der Frauenblütenzeit und dem erlösenden Unbeschwertheit des Lebens in diesem lieblichen Gotteswinkel, in die heidnische leidenschaftliche Frau Ulrike, in die schelmische Jungmädchenanmut der braunen Lehrers-Gertrud oder in die reiche, mollige Frau Kordel, die läderige Wirtin vom Goldenen Hecht.“ Ein Buch voll Fröhlichkeit und Sommerpoesie!

\* Peter Murr: „Die gestohlene Braut“ (Verlag Ullstein, Berlin). Dies ist die Geschichte eines tüchtigen jungen Mannes, der tatenkroh aus Amerika heimkehrt, um einem Freunde aus Liebes- und Lebensnoten herauszuholen. So holt er ihn von seiner Hauslehrerstelle auf einem gräflichen Gute weg, versucht, ihn in Paris zum Lebensmann zu erziehen, kann aber nicht verhüten, dass der Freund die Braut gewinnt, und auch der passende Brautersatz in unberufene Hände kommt.

\* Grete v. Urbanisso: „Der wilde Garten.“ (Hesse & Beuer, Verlag, Leipzig.) Die erfolgreiche Erzählerin Grete v. Urbanisso hat sich schon in manchem ihrer früheren Romane als Vorläuferin einer im besten Sinne des Wortes modernen Weltanschauung erwiesen. In ihrem neuesten Buche tritt sie als Fürsprecherin der jungen Mädchen von heute auf, genauer: der Sechzehnjährigen, derer, die sich zum ersten Male des Geheimnisses ihres Weibstums bewusst werden und dabei oft gewaltige seelische Erschütterungen erfahren. Das eigenartige Buch ist ein Schülerinnen-Roman. Das Buch, das seinem Stoffe nach auch heisse Dinge behandeln mußte, ist mit jenem Ernst geschrieben, der eine verhauftere Gesinnung verrät.

\* Colette: „Renée Rérol“. Das Schicksal einer Frau. Roman. (Paul Böhlau-Verlag, Wien IV.)

Colette, deren „Mitou“ so berühmt geworden ist, erzählt in ihrem neuen Roman das Schicksal einer Dreißigjährigen und ihrer neuen späten Liebe. — Die Schauspielerin und Tänzerin Renée Rérol, inmitten der Welt der Music-Halls und Konzertcafs, ist eine Gestalt von zugleich zartestem und eindringlichstem Zauber. Ihre sanfte Empfindsamkeit, ihre leidenschaftliche Klugheit, ihre Lebenstapferkeit machen sie unendlich sympathisch. Die Demütigung, die sie in ihrer ersten Liebe erlitten hat, fällt wie ein Schatten auf ihr anmutiges Wesen. Doch ihre Sinne halten nur Winterschlaf. Als eine neue Liebe über sie kommt, folgt sie ihr anfangs sörern, dann aber schlägt die Leidenschaft über ihr zusammen — einen Augenblick nur, schon ist sie wieder wach und flug: lieber kein Glück, aber auch kein neues Leid. Sie erzählt ihre Geschichte, ihr Schicksal selbst, erzählt es so ergreifend natürlich, mit einer rührenden Scham und Grazie des Gefühls, die unauslöschlich im Herzen haften bleibt.

\* Louis Hemon: „Der Boxer und die Lady.“ Roman. (Drei-Masken-Verlag, München.) Louis Hemon weist die einzelnen Phasen der Kämpfe, die Erregung der Zuschauer zu schildern; wie er ein zerstüppeltes Gesicht beschreibt, ist nicht nur blendender Stil und Fülle der Ausdrucksmitte. Das Stimmungsgewitter, die Gier der Kämpfenden, dieses ganz wunderbare, mächtige Rätsel, der Rausch der Gewalt, der Bewegung heißt. Freilich — die Liebesgeschichte. Die blau- und falbblütige Lady, die ein wenig mit dem gezähmten Raubtier spielt. Und das gezähmte Raubtier, das die Zufriedenheit der Sportenthusiastin als verlorene Zärtlichkeit nimmt. Und der Schluss mit Gewalt und Tod und Teufel. Das Werk eines Dichters und gleichzeitig ein fabelhafter Filmroman.

\* Camont Colerus: „Po Hiik.“ Drama in sechs Bildern. (Paul Böhlau, Verlag, Wien IV.) In einige Stunden des venezianischen Karnevals zusammengedrängt, ist dieses Drama in der Buntheit seiner Charaktere, in seinen Liebes- und Schicksalsverschleifungen ein Gleichnis von den Gewalten des Lebens überhaupt. Wir schauen die hohe Leidenschaft, aber auch den Zionismus und das Grauen aller Politik und begreifen erschüttert ihr ewig zweideutiges, höllisches Wesen. In historischem Gewande gestaltet Colerus mit erstaunlicher theatralischer Sicherheit die brennendste Zeitproblematik. Ein erschütterndes Gemälde von den öffentlichen Gewalten, ihren Gründen und Hintergründen. Es ist das erste Drama, mit dem Colerus vor die Düssentlichkeit tritt.

\* Der Kreis. Zeitschrift für künstlerische Kultur. (Kreisverlag, Hamburg.) Das ist eine erfrischend moderne Zeitschrift, deren Aufsätze sich mit den verschiedensten Problemen des künstlerischen Lebens beschäftigen und mehr oder weniger temperamentvoll und persönlich geschrieben sind. Besonders beachtenswert sind neben einem feinsinnigen Essay über den visionären englischen Zeichner William Blake und seine Bedeutung für unsere Zeit vor allem einige Abhandlungen über moderne Raumgestaltung aus der Feder berufener Architekten. Denn tatsächlich bringt die Raumkunst „die am meisten überzeugenden Werte der Zeit.“ Eine Probe aus Costers „Ullenspiegel“ und gute Abbildungen erhöhen den Reiz des neuen Heftes. W. W.

\* Individualität. Zweimonatsschrift für Philosophie und Kunst. (Amalthea-Verlag, Zürich, Wien, Leipzig.) Die Unheimlichkeit der äußerst gediegenen Zeitschrift fügt im wesentlichen auf der Grundlage des Expressionismus, und man ist nicht überrascht, hier Heinrich Walden zu begegnen, und von Oskar Schlemmer, einem Vertreter des staatlichen Bauhauses in Dessau, Abhandlungen über Mensch und Kunßfigur zu lesen, die vor allem ein interessantes Licht auf die Bestrebungen eines schaffenden Künstlers wirft. Ein Aufsatz von H. W. Keller setzt sich objektiv mit der neuen Sachlichkeit auseinander. Interessant sind die Beiträge dichterischer Gestaltung, besonders eine dramatische Skizze „Noste, der Stamm“ von Hans Hagenbuch, sowie die philosophischen Aphorismen aus der „Komödie des Lebens“ von H. A. Moser. Sehr wertvoll ist auch die Übersicht über den Büchermärkt. Alles in allem eine Zeitschrift, die sich vorteilhaft von der leichten populärwissenschaftlichen Schreiberei so vieler Monatshefte abhebt. W. W.

\* Artur Wehrlein: „Landrat auf See und anderes“. (Verlagsbuchhandlung Broschel & Co., Hamburg.) Außer der humoristischen Reiseschilderung einer Gesellschaft von Büchernmitgliedern nach Konstantinopel — „Landrat auf See“ — enthält das Büchlein allerhand aus Menschens-, Tier- und Theaterleben. Die gemütvolle frische Art der Erzählung des schweizer Dichters, hat dieses Buch auch der reisen Jugend lieb und wert gemacht.